

# Casanova in der Schweiz

Autor(en): **Gugitz, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573177>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wilhelm in Luzern sozusagen in die Hände spielte, als am 2. Mai 1893 die Begegnung zwischen diesem und dem Bundesrate stattfand, bei welchem Anlaß Dr. Roths Hand im stillen die Festlichkeit leitete.

Bei der Abreise des Kaisers stand Roth mit Bundespräsident Schenk und den Bundesräten Frei und Lachenal zum Abschiedsgruß vor dem Wagen, den der Kaiser und die Kaiserin schon bestiegen hatten und der auf dem Punkt war, abzufahren. Da rief der Kaiser, auf der Wagentreppe sich vorneigend: „Roth, bitte einen Augenblick!“ und winkte ihn zu sich her. Wie dieser herantrat, überreichte ihm der Kaiser ein kleines Päcklein: „Zum Andenken an den schönen Tag!“ fügte er bei. Roth mußte das kleine Ding annehmen, wenn es nicht auf den Boden fallen sollte. Ein Pfiff, und der kaiserliche Wagen setzte sich in Bewegung, um stadt- und landabwärts dem Norden zuzufahren. Da stand nun der Oberdiplomat schweizerischer Eidgenossenschaft mit dem kaiserlichen Päcklein in der Hand und dem Artikel 12 der Bundesverfassung im Kopf, und neben ihm der Bundespräsident mit seinen zwei Kollegen: „Meine Herren,“ jagte Roth, „Sie sahen, wie es gegangen ist. Was sollte ich tun? Annehmen oder fallen lassen?“ „Annehmen, selbstverständlich!“ sprach Herr Schenk, und die Kollegen stimmten ihm bei. Bei der Enthüllung zeigte es sich, daß das Päcklein ein elegantes Etui enthielt mit einer goldenen Zigarettendose. Man kam in „stehender Sitzung“ überein, daß hier von einem Geschenk im Sinne von Artikel 12 keine Rede sei. Nun erst betrachtete sich Roth als Eigentümer der Dose, und erst jetzt rauchte er mit Verhigung die erste Zigarette daraus.

Seinen Bediensteten gegenüber war Dr. Roth von großer Freundlichkeit; waren sie treu gegen ihn, so war er es nicht minder gegen sie; sie kannten seine teilnehmende Art und liebten ihren milden und gütigen Herrn.

Im Hause Dr. Roths sprachen Eltern und Kinder zusammen meistens schweizerdeutsch, woneben sich freilich jedes

im Umgang mit Nichtschweizern des reinsten guten Deutsch besitz und zu besprechen angewiesen war. Minister Roths Schweizerdeutsch war im Gespräch mit dem Gros seiner Landsleute infolge seines längern Aufenthalts in St. Gallen, Zürich und Bern sowie des „Züritütch“ der Gattin etwas interkantonal angehaucht; im Kanton der Heimat aber sprach er das urchtigste Appenzellerdeutsch. Er kannte dessen Feinheiten und drollige Eigentümlichkeiten bis ins Kleinste hinein; es waren für ihn liebe Heimatslaute, die er mundartlich so korrekt handhabte, als ob er nie andere Straßen gewandert wäre als die zwischen Heiden und Schönengrund.

Der Familie war Dr. Roth alles. Vieler Worte bedarf es da nicht; die wenigen, die uns die ihn beweinernde Gattin in edler Fassung schrieb: „Für uns gilt es nun, zu lernen, wie wir ohne ihn leben können!“ sie sagen mehr als genug.

Wir unterlassen es, näher auf die so reichen Beweise der Hochachtung einzutreten, die dem Andenken dieses Mannes nach dem Herzen des Volks zuteil wurden. Im ganzen Land, überall, bis hinauf in die Berggüthen, las man mit inniger Teilnahme, was die Tagespresse darüber berichtete.

Feierlich war der Trauergottesdienst in der Matthäuskirche in Berlin, und die Teilnahme dabei war eine den Dahingegangenen wie sein Vaterland in ungewohntem Maße ehrende. Als dann die Appenzeller voller Ehrerbietung und stiller Wehmut ihren alten Landammann in der Heimaterde zur Ruhe betteten, lag heller Frühlingssonnenschein über ihrem schönen Bergland, vielberühmt und, was entschlafen war, zu neuem Leben weckend.

Die großartige Kundgebung in Teufen war die öffentliche, aus tiefster Volkseele kommende dankbare Anerkennung urchtlichen Sinnes, echter Bürgertugend und glühender Vaterlandsliebe — nein, es war mehr, es war die Apotheose edler, reiner Menschlichkeit! Vale, anima candida!

J. Hardmeyer-Jenny, Zürich.

## Casanova in der Schweiz.

Nachdruck verboten.

Nirgends spiegelt sich die Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts besser wieder als in den großen Abenteurern, die dieses Jahrhundert besaß und die das Produkt seiner zersetzenden Tätigkeit waren. Seine Politik, intrigant und abenteuerlich, meist hinter Weiberrücken versteckt, war ein willkommenes Fahrwasser für alle diejenigen, die gerne im Trüben fischten und zwischen allen Untiefen der Kabale als geschickte Lotsen oft genug zum Ziel gelangten, wo die ehrliche Kraft zu ihren Günstigen schon längst gescheitert war. Wer nur ein bißchen in der Welt herumzugeschnitten hatte und sich geschickt in alle Lagen finden konnte, war ein gemachter Mann. Die namentlich von den romanischen Völkern ausgehende Immoralität liebte noch geschäftig den dunkelsten Ehrenmännern die Hand, um sie durch ein Hintertürchen hoffällig zu machen, wenn immer sie eine trübe wirre Politik noch mehr trüben und verwirren konnten und die Wünsche der Herrschenden durch unlaute Geschäfte, sei es in Geld oder in Weibern, zu befriedigen verstanden. An dem Rocksaum der fürstlichen Maitresse hing genug Schmutz, dem der Weg bis in die fürstlichen Gemächer gebahnt wurde, um dort bald die Oberhand zu gewinnen. Und die Genußsucht schrie nach Geld. Die Genußsucht, die philosophisch im größten Materialismus endete, warf sich trotz diesem dem dümmsten Aberglauben und Goldmacherwindel der St. Germain und Cagliostro in die Arme, welche Hochstapler ein ganzes Heer gelehriger Schüler nach sich zogen. Die ganze ökonomische wüste Staatswirtschaft, auf Augenblickserfolge angewiesen, wobei freilich reiche Brocken für den abfielen, der sie aufzufangen verstand, war für diese Abenteurer ebenfalls wie geschaffen, in dessen ehrliche Arbeit dem Glend zuwannte. Aber, was die eine Kultur geschaffen, zerstörte die andere schnell. Mit der Postkarte fielen auch diese Abenteurer; der Dampf und die Elektrizität haben sie unschädlich gemacht. Sie waren die wirklichen Vertreter der Romantik, die literarisch erst viel später ihren Ausdruck gewann, und es ist merkwürdig genug, daß die Memoiren Casanovas, der nun fast der Typus eines Abenteurers geworden ist, mit Brochhaus zuerst Tieck in die Hände gekommen sind, der sich auch gleich begeistert darüber äußerte: „Nützlich nur noch mehr und alles

im Zusammenhange lesen können! Der Mensch ist ganz verrückt, aber sein Leben und die Art, es darzustellen, höchst anziehend. Ich täte gerne etwas für dieses Buch.“

Die schlimme praktische Tätigkeit dieser Abenteurer liegt längst hinter uns, und wir verdanken denen, die sich literarisch geäußert, oft genug die wertvollsten Beiträge zur Sittengeschichte, so auch Casanova, dessen Memoiren ein gründlicher Gelehrter wie Barthold einst ein Werk der ersten Klasse genannt hat. So sei denn verstatet, hier Casanovas Memoiren für die Zeit, die er in der Schweiz verbrachte, in kulturgeschichtlicher Hinsicht zu betrachten.

Zum ersten Mal kam Casanova 1747 nur flüchtig auf Schweizerboden, und zwar in Genf, wo er indes mit seiner historischen Persönlichkeit zusammentraf. Dreizehn Jahre später betrat er in wilder Flucht im Frühjahr 1760 die Schweiz abermals. Er war in Stuttgart wegen Nichtbezahlung hoher Spielschulden eingesperrt worden, hatte sich jedoch mit Hilfe seiner Freunde befreit. Mit reichen Mitteln versehen traf er über Tübingen und Schaffhausen in Zürich ein, wo er im „Schwert“ abstieg. Wider Willen war er in die Schweiz verschlagen worden, wo er nichtsdestoweniger bald Triumphe feiern sollte. Die Schweizerstädte mit ihrer damaligen aristokratischen Gesellschaft, die auch politisch, schon wegen der Schweizer Miettruppen, französischem Wesen zuneigte, war für die Unternehmungslust des Abenteurers wie geschaffen. Allerdings existierte überhaupt vorderhand die Welt für ihn nicht, da er, einem furchtbaren Schicksal glücklich entronnen, ein wenig in sich ging und sogar nach einem Besuch in Maria-Ginsiedeln Mönch werden wollte. (Hier passiert Casanova eine kleine Ungenauigkeit, indem er vorgibt, er habe von Zürich nach Maria-Ginsiedeln nur etwa zwei Stunden zu Fuß gebraucht, was natürlich ganz unmöglich ist). Doch der freundliche, weltkluge Abt gab Casanova noch eine Bedenkzeit, die dieser auch glücklich benützte, um seine alte Lebenslust wiederzufinden. Vielleicht war es Zürich, das, wenn auch wohl die deutscheste Stadt der Schweiz, sich doch in ziemlich philisterhaften Formen der bürgerlichen Gesellschaft bewegte und Casanova melancholisch machte. Dieses



Oberst i. G. Audéoud (von Genf),  
zum russ. Feldlager abgeordnet.

haben. Casanova nennt die Töchter der Bürger Drelli und Pestalozzi, die ihm jedoch zu wenig des Abenteurers boten. Dieses findet sich bald und führt ihn nach Solothurn. Auf der Reise dahin hatte er kleine Erlebnisse, wie das mit dem Wirt in Baden, der zugleich Ortsrichter war und ihn wegen Tanzens an einem Sonntag zu einer Geldbuße verurteilte; auch lernte er bei Luzern den Volksbrauch des Kiltganges kennen.

In Solothurn nun fand Casanova den Boden, in dem er allein wurzeln konnte und der gänzlich von französischem Wesen abhing. In Solothurn war wegen der Schweizer Söldner eine ständige französische Gesandtschaft. Man mußte die Schweizer Regierungen sehr politisch behandeln; denn sie wußten, was sie durch ihre Söldner bedeuteten; standen doch zur Zeit des Nachener Friedens noch 76,740 Schweizer in Diensten fremder Staaten, und einzelne Kantone stellten wohl starke Forderungen für ihre Landesfinder auf. Solothurn und Freiburg machten davon eine Ausnahme; Solothurn ließ seine Truppen auch in Frankreichs Sold überall dienen, wo es wollte. Der französische Botschafter hielt in Solothurn einen förmlichen Hof. Beim Antritt der Botschaft gingen die Abgeordneten der eidgenössischen Orte jedesmal dorthin und erhielten dann nach der Beglaubigung der Gesandtschaft ihre Gelder und Verheißungen. Ja, 1729 lud der Graf von Bonnac eine Taggagung nach Solothurn und ließ 376 Personen und 324 Pferde auf seine Kosten unterhalten und die Gesandten prächtig bewirten. Daß sich in Solothurn immer mehr französisches Wesen breit machte, läßt sich begreifen. Hieher hatte den Casanova auch seine Freundin Urse, das Opfer seiner alchimistischen Schwindereien, an den derzeitigen Gesandten Frankreichs, Herrn von Chavigny, empfohlen. Chavigny, der alte und berühmte Diplomat, leitete nach der Verabschiedung Amelots (1744) in Uebereinstimmung mit Duthail die ausländischen Angelegenheiten und führte hier in Solothurn sein Schlaraffenleben mit Würde weiter, woraus ihn Voltaire gerne zugunsten des Grafen d'Argental verdrängt hätte. Chavigny war mit der Urse noch vom Hofe des Regenten befreundet, und so gelang es dieser Freundin Casanovas, den Abenteurer



Hauptmann i. G. Bardet  
(von Lausanne),  
zum russ. Feldlager abgeordnet.

Spießbürgertum schildert ja auch Wieland, der sich kurz vor Casanova bei Bodmer und Breitinger in Zürich aufgehalten hatte, ganz ergötzlich, wenngleich es von guten deutschen Sitten zeugt, die die französisierten Städte der Schweiz nicht besaßen. Diese deutsche Art machte Zürich zu einem Vorort der deutschen Literatur; für Casanova freilich war sie nicht profitabel. Nichtsdestoweniger weckten doch Frauen und Mädchen von Zürich des Frauenkenners Interesse, so wie sie das Wielands, der von 1752—1759 in der Schweiz allerlei Liebesverhältnisse der eigentümlichsten Art gehabt, und das seiner späteren Brüder in Apoll erregt

Solothurns einzuführen, wozu noch ein Empfehlungsbrief Choiseuls beitrug. Der geistreiche Causeur Casanova mußte sich durch Auffrischung alter Venetianer Erinnerungen und Liebchaften des nun greisen Chavigny bald bei diesem einzuschmeicheln, sowie bei der übrigen Gesellschaft durch seine gewandte Galanterie und durch das seine Eingehen in die Kunst dilettantischer Spiele reien der französisierten Schweizer, die namentlich durch die Nähe Voltaires angeregt wurden, sich beliebt zu machen. Gauserie, Verfeinachen und Theaterpiel war an der

Tagesordnung; besonders war es die „Cossaije“, die in Tournay und Solothurn Voltaire und seine Verehrer, darunter Casanova, ergötzte. Diese Dilettantenvorstellungen waren für Casanova natürlich nur neue Anknüpfungspunkte für galante Abenteuer, bei denen ihm jedoch auch ein übler Streich gespielt wurde. In der Solothurner Gesellschaft wurde er u. a. auf den Dr. Herrenschwand aufmerksam gemacht, der, ein Bruder des berühmten Pariser Modearztes, 1794 in ausgezeichnetem Ruf zu Bern starb. Die Bekanntschaft mit den einflußreichsten Persönlichkeiten Frankreichs war Casanova nur neue Freunde; freilich verfolgte er bei solcher Hilfe und Protektion auch seine geheimen Zwecke. So verschaffte er einem Schweizeroffizier Straßlosigkeit für ein mörderisches Duell durch seine Bekanntschaft mit Choiseul, der durch die Pompadour die wichtige Stelle des „Colonel-Général des Suisses“ erhalten hatte, und zog daraus Vorteile. Weiterhin verkehrte Casanova mit Rivernois, dem Gesandten in Rom, Berlin, London und Friedensunterhändler von 1763, der sich später ganz den schönen Wissenschaften widmete, dann mit L'Hospital, einem Günstling der Kaiserin Elisabeth Petrovna, und mit Chauvelin. Dieser, Generalleutnant, Maitre de la Garderobe, war damals Gesandter in Turin. Sein nachmaliger plötzlicher Tod (1777) vor Ludwig XV. erschütterte bekanntlich diesen außerordentlich. Etwas überrascht dürfte Chauvelin gewesen sein, als Casanova ihm eine Uebersetzung des Gedichtes „Die sieben Todfünden“ überreichte, das (wie auch Casanova wahrscheinlich glaubte) von ihm sein sollte. Chauvelin ließ übrigens nichts davon merken, daß dieses Gedicht das Werk seines Bruders, des Abbé Philipp de Chauvelin (1714—1770) war, der darin in Versen „an sieben schöne Frauen“ die Tischgenossen des Duc de Conte als die sieben Todfünden besang, ohne auch nur von einer ungnädig angeblickt zu werden. Casanovas Erholung von diesen politischen Gesellschaften fand dann stets in der Galanterie statt, was aber diesmal unglücklich abschloß und ihm den Aufenthalt in Solothurn trotz des angenehmen Verkehrs mit Chavigny so verleidete, daß er sich zur Abreise nach Bern entschloß.

In Bern kaum angekommen, lernte er daselbst merkwürdige Bäder kennen, wo Mädchen auch männliche Badegäste in jeder Hinsicht bedienten. Diese sittenlose Art von Bädern erwähnt übrigens Aeneas Sylvius dreihundert Jahre früher schon als uralten Schweizerbrauch. Die Sittlichkeit in Bern scheint damals nicht besonders groß gewesen zu sein, wie diese Bäder und später namentlich Casanovas arges Abenteuer mit dem sehr jugendlichen Mädchen Sarah beweisen. Die pietistische Strenge Berns scheint demnach nur mühsam den äußern Schein guter Sitte festgehalten zu haben; denn auch Professor Meiners ist in seinen Briefen über die Schweiz (1791, T. I, Brief 6) noch über die Unsittlichkeit in Bern hocherstaunt, welche Angriffe ihm allerdings bald bei seinem Aufenthalt in Bern übel bekommen wären; auch spielte eben damals Wieland seinen charakteristischen Roman mit der Julie Bondeby. Es scheint also, daß Casanova wohl ebenfalls die Wahrheit spricht und mit seinen dortigen galanten Abenteuern nicht etwa prahlt. Es war begreiflich, daß hier Casanova gleich zum Sturm schreiten konnte und daher auf die Berner Damen gut zu sprechen ist; nur bedauert er es, daß die Aufwandsgeße ihnen verboten,



Oberstl. Fritz Gertsch (von Bern),  
zum japan. Feldlager abgeordnet.



Hauptmann i. G. Vogel  
(von Zürich),  
zum japan. Feldlager abgeordnet.

Lugus zu treiben, die nach Meiners (Briefe über die Schweiz, 1791, T. I, Brief 6) übrigens nicht so streng waren und natürlich auch umgangen wurden: „Man trägt also zum Beispiel unter dem Titel von Siegelringen kostbare Steine, an die man an einem am wenigsten in die Augen fallenden Ort einen fast ganz unsichtbaren Einschnitt hat machen lassen etc.“ Auch in Bern machte Casanova, trotz des kurzen Aufenthaltes, Bekanntschaften, meist literarischer Natur, wie es ja die damalige Mode mit sich brachte, derlei berühmten Literaten eine Aufwartung zu machen. So besuchte er einen Herrn Schmidt und Herrn Felix, einen ehemaligen Mönch, auf der Bibliothek zu Bern. Mit dem Herrn Felix ist jedenfalls Fortunatus de Felice gemeint, ein Buchdrucker und Literator, 1723 zu Rom geboren, der bei den Jesuiten in Rom studierte, ein Lehramt an der Universität zu Neapel bekleidete und dann nach Bern kam, wo er zur reformierten Kirche übertrat und von 1758—62 eine literarische Zeitschrift in lateinischer Sprache herausgab. Später war er in Yverdon Buchdrucker, wo er auch 1789 starb.

Nach einem nicht allzulangen Aufenthalt in Bern entschloß sich Casanova, nach Roche zu gehen, um dort einen Berühmten, Albrecht von Haller, aufzusuchen. Im Jahr 1753 im Ruf einer ausgezeichneten Gelehrsamkeit aus Göttingen ins Vaterland zurückgekehrt, bekleidete der berühmte Arzt, Botaniker und Dichter auch wichtige Staatsämter. Zuerst zum Ammann gewählt, hatte er um 1760 die Direktorstelle der Salzbergwerke in Bey und Nigle inne, ohne dadurch seiner wissenschaftlichen Tätigkeit entfremdet zu werden. Er war indessen 1760 schon zum dritten Mal und zwar mit einer jenaischen Professorstochter verheiratet, und nicht erst zum zweiten Mal, wie Casanova berichtet. Die Gespräche des berühmten Gelehrten, die wohl von ziemlich hausbackener Nüchternheit sind, werfen immerhin ein hübsches Licht auf Haller und sein Verhältnis zur übrigen Literatur. Er war auf Rousseau und Voltaire nicht besonders gut zu sprechen, was dem letztern auch durch Casanova mitgeteilt worden sein dürfte, als der Venetianer bei Voltaire auf Besuch weilte. Darauf dürfte sich wohl jene Stelle in den Oeuvres de Voltaire (Gotha, 1759 LX p. 81) beziehen: «Un étranger se présente chez M. de Voltaire et lui raconte qu'il a vu à Berne M. de Haller. M. de Voltaire le félicite sur le bonheur qu'il a eu de voir un grand homme. Vous m'étonnez, dit l'étranger, M. de Haller ne parle certainement pas de vous de la même manière. Eh bien, répliqua M. de Voltaire, il est possible que nous nous trompions tous deux!» Wir müssen wohl annehmen, daß der Fremde Casanova war, und wenn auch Grimm einen „Engländer“ als Gewährsmann angibt, so muß man auch wissen, daß damals jeder Fremde, der sich so durch die Welt trieb, typisch für einen Engländer galt. Die weiteren

Gespräche Hallers mit Casanova beziehen sich auf die Gelehrtenwelt, wo besonders Boerhave, der Lehrer Hallers, gelobt und dessen Reichtum auf seine Kenntnis der Chemie zurückgeführt wird, mit der sich nach den Angaben des Venetianers auch Haller beschäftigt hat. Die Verbindung Hallers mit den namhaftesten italienischen Botanikern wie Morgagni und Pondevera, die beide in Padua lehrten und deren Verhältnis zu Haller Casanova erwähnt, beruht darauf, daß Haller Mitglied verschiedener italienischer Akademien war. Dem Lob Casanovas, das er dem Dichter Haller spendet, wollen wir weniger zustimmen, da kaum die „Alpen“, ihr historisches Verdienst abgerechnet, von besonderer Anschaulichkeit zeugen. Die Freundschaft Hallers und des Abenteurers scheint eine andauernde gewesen zu sein, die sich in einen Briefwechsel erstreckte. Wo mögen die Briefe Casanovas an Haller sein?

Auf dem Weg zu Haller hatte Casanova noch in Murten den Doktor Herrenschwand besucht, der dort ansässig war und ihm das Schlachtfeld nebst der Beinhauskapelle zeigte. Als am 3. März 1798 französische Truppen Murten besetzten, zerstörten sie das Beinhaus; an seine Stelle kam 1822 ein Obelisk. Casanova, den Unfällen, die seine Nerven stets mit neuen Sensationen versorgen mußte, zog es aber weiter, zu einem noch Berühmten als Haller, zu dem Allerweltsorakel, dem Philosophen von Fernen. Schon auf dem Weg dahin ist alles erfüllt von dem Fürsten aller Schriftsteller, der wie kein zweiter seinen Stand auf eine nie gesehene und gefürchtete Höhe erhoben hatte und der Ahnherr der sechsten Weltmacht geworden war. Alle Welt gibt Casanova Empfehlungsbriefe an Voltaire mit, dessen Freunde er schon in Lausanne kennen lernt, so Frau von Gentil-Langalerie. Diese Dame war dem Dichter ein Ersatz für die schmerzlich vermischten Pariser Theaterheldinnen, wie er selbst 1759 nach Paris schreibt: «Nous allons jouer des pièces de théâtre dans ma retraite de Lausanne, où je passe mes hivers; je me vanterai à Madame la Marquise de Gentil qui est une des nos actrices etc.» (j. B. LXI p. 122). Auch mit Engländern, die hier ihrem Kosmopolitismus frönten und im Ausland die schrecklichsten Streiche ausführten, hier aber auch zu Voltaire pilgerten, traf in Lausanne Casanova zusammen. Einer von ihnen war ein Herzog von Mosbury, der das Jahr darauf Winkelmann in Verzweiflung brachte (s. Winkelmanns Briefe II 162); ein anderer hieß Fox, der aber nicht, wie der Venetianer glaubt, der berühmte Staatsmann sein kann, der erst 1749 geboren wurde und also auch damals noch nicht über Zwanzig sein konnte. Unter diesen Engländern gab es natürlich reiche Dummköpfe, die Casanova eine willkommene Ausbeutung beim Spiel gaben.

(Fortsetzung folgt).

## Wanderlied

Es treiben die Wolken vom Westen herauf,  
Schwanger von Meeresschauern.  
Der Sturm jagt die alten Eulen zuhau  
In des Turmes zerriss'nen Mauern.  
Und ich schmüre mein Bündel, schuhu, schuhu,  
Und strebe dem tosenden Meere zu.  
Ihr Eulen, stöhnet um andre!  
Juchhe, juchheißa! Ich wandre.

Es zirpt uns die Grille am Straßentrain.  
Der Fink auf schwankenden Nesten  
Puddelt und schnäbelt im Sonnenschein  
Und gibt uns sein Liedchen zum besten.  
Wir sehnen vorüber, kiwitt, kiwitt,  
Ein Jauchzen, ein Fliegen ist unser Schritt.  
Klein Vöglein, singe du andern!  
Juchhe, juchheißa! Wir wandern.

Die Schnecke schleppt sich mit ihrem Haus;  
Der Laubfrosch beglößt sie verlegen.  
Das Veilchen grüßt aus dem Grase heraus  
Dem Wanderer freundlich entgegen.  
Du zottige Hummel, juwum, juwum,  
Komm mit um den ganzen Erdball herum!  
Süß Veilchen, dufte du andern!  
Juchhe, juchheißa! Wir wandern.

Was weint das Mägdlein die Augen sich rot?  
Will schier vor Jammer zergehen?  
So singe und tänzle doch! Schwerenot,  
Und gibt's dem kein Wiedersehen?  
Den Kuß noch, den letzten. — Sei lieb! Sei gut!  
Mich reißt es weiter mit frunknem Mut.  
Und schau dich nicht um nach andern!  
Leb wohl! Leb wohl! Ich muß wandern.

Jakob Schaffner, Basel.

